

(Nachdruck verboten.)

10)

Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Vojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Nach Verlauf einiger Stunden hielt Regina es nicht länger aus und schlich sich an seine Türe. Aber kein Laut war zu hören. Sie konnte sich nicht enthalten, durch's Schlüsselloch zu sehen. Dort, vor dem Fenster, sah sie ihn im Zwielicht wie eine schwarze Masse über den Schreibtisch gebeugt. Er hatte wohl den Kopf auf die Hände gelegt.

Als sie wieder auf der Chaiselongue lag, konnte sie dieses Bild nicht los werden.

Dieser prächtige Mann! Dieser prächtige Mann! Was hatte sie getan?

Aber bald fuhr sie wieder auf und blieb mit zusammengepreßten Händen sitzen: „Jetzt darfst Du nicht länger sentimental sein, Regina. — Oder willst Du in diesem Elend hier noch länger weilen? Dein Kind fern von Fremden behandeln lassen? Ferner die Schmach tragen, in die man Dich geworfen hat? Willst Du es? Willst Du es? Ist es noch nicht genug?“

Sie begann hin- und herzugehen. Die Teppiche dämpften ihren Schritt. Es war ganz dunkel geworden, und sie fror. Aber sie schritt weiter hin und her, her und hin, bis sie ganz erschöpft war und in das Schlafzimmer ging.

XVI.

Er blieb den ganzen Abend fort. Aber mitten in der Nacht erwachte sie, nachdem sie einen Augenblick eingeschlafen war, und da stand er vor ihrem Bett und flüsterte ihr zu.

Sie schlug die Augen auf, er war völlig angekleidet, hielt eine Lampe in der Hand und sah verweint aus.

„Regina,“ sagte er, stellte die Lampe fort und nahm ihre Hand, „Du hättest es mir früher erzählen sollen. Aber jetzt läßt sich daran nichts ändern.“ Und er seufzte. „Ich will mich bemühen, Dir zu verzeihen, ich will Gott bitten, mir die Kraft zu verleihen . . . denn Du bist mir so teuer!“ Und seine Stimme wurde schwer, und die Augen standen voll Tränen.

„Danke!“ flüsterte sie und sah eine Weile auf die Wand. Dann schloß sie die Augen.

Diese Liebesversicherungen, diese endlose Nachsicht rührten sie nicht länger. „Wenn ein alter Mann eine junge Frau bekommt, so wird er schließlich zum Sklaven,“ dachte sie, während ein verächtliches Gefühl in ihr aufstieg. „Aber es soll ihm nicht glücken . . .“

Die Lampe wurde ausgelöscht, die Nachtlampe angezündet, und sie blieb hartnäckig mit geschlossenen Augen liegen. Er mochte glauben, was ihm beliebte, daß sie schlief oder nachdenke. Er legte sich zu Bett. Aber noch lange, lange hörte sie ihn seufzen.

Am nächsten Tage ging er wie gewöhnlich auf's Bureau. Wollte er arbeiten, um zu vergessen? Aber in den nächstfolgenden Tagen wirkte seine kindliche Güte wieder verwirrend auf sie, und eine innere Stimme schrie lauter und lauter: „Ich halte es nicht aus, ich halte es nicht aus, diesem Manne etwas Böses zuzufügen.“

Es schien ohne nähere Erläuterung vorüberzuziehen. Er vergab nur, und wollte weiter nichts wissen, es nicht mehr erwähnen.

Aber eines Tages erregte der Gedanke an das Kind, das sie ihm nun gebären sollte, sie so tief, daß sie den nächsten Schritt machte, gleichsam mit geschlossenen Augen, die Hände vor den Ohren.

Sie sahen wieder beim Mittagessen, waren jedoch in heftigen Wortwechsel wegen der Einladung einiger Geschäftsfreunde geraten, die von Götterburg heraufgekommen waren. In der letzten Zeit war er auch nervös geworden und konnte heftig werden. Plötzlich brach sie ab und sagte: „Höre!“

Er sah sie fragend an. Eine Pause entstand.

Dann fuhr sie kalt fort: „Etwas habe ich Dir noch nicht erzählt. Ich habe das Kind, worüber wir sprachen, getötet.“

Er wollte gerade aus einem Bierglase trinken, riß jedoch plötzlich die Augen auf und ließ es zu Boden fallen. Sie versuchte zu lachen. Am nächsten Augenblick schlug er jedoch die Hand auf den Tisch, sodaß alles tanzte und rief: „Nein, jetzt wird's aber zu toll!“

Er ging drohend um den Tisch, und sie sprang plötzlich auf und krümmte sich unwillkürlich, wie eine Katze, die lospringen will, und sie startete auf seinen Hals, als sähe sie etwas sich hineinbohrendes. Er packte sie so fest, daß der Arm schmerzte und schrie ihr in's Gesicht:

„Du lügst, Regina! Sage sofort, daß Du lügst.“

Sie zerrte und riß, um sich loszumachen.

„Nein, ich sage Dir, daß ich es getötet habe. Du hast ja nie nach meiner Herkunft gefragt!“

Plötzlich ließ er die Hände sinken, wie zerklagen in Beschämung, so hart vorgegangen zu sein. Er griff sich an den Kopf, blieb stehen, fuhr sich über die Stirn und flüsterte endlich: „Du machst mich verrückt, Regina. Weshalb willst Du mich töten?“

Dann ging er langsam hinaus.

Und wieder kam ein Nachmittag, wo sie unwillkürlich auf die leere Chaiselongue flüchtete, während sie eine Zigarette nach der anderen rauchte, um ihre Gemütsregung abzuleiten. Wieder hatten sie mitten in der Mahlzeit den Tisch verlassen, wieder herrschte Totenstille im Hause. Dieses Mal kam die Hausmamsell mit keiner Frage zu ihr.

Eine neue Dämmerung, eine neue Spannung, was jetzt geschehen würde. Und wieder greift sie zu dem alten Mittel, um nicht zusammenzubrechen. Sie klammert sich mit allem an das Ziel, an das Kind, um dessen willen sie sich jetzt im Kote wälzte, inmitten aller Verbrechen vermochte es ihr Herz mit Bärtlichkeit zu durchlähen, sodaß alle Angst, jedes Gefühl einer schlechten Handlung wie bange Schatten entwich. In selbstjamer Ruhe lag sie auf der Chaiselongue und rauchte und ließ die Zeit verstreichen und wagte nicht, die Gesichte des Kindes loszulassen, klammerte sich immer krampfhafter an neue und erneute Bilder, in dem Gefühle, daß sie sonst in einen Abgrund stürzen würde.

Die Stunden verstreichen. Sie hörte Platen im Bureau hin und her gehen — her und hin. Es nahm kein Ende.

Sie legte sich zu Bett und wartete vergebens auf ihn. Den nächsten Vormittag blieb sie liegen und zitterte voller Spannung. War etwas geschehen? Und was war geschehen?

Endlich kam die Hausmamsell, brachte einen Gruß vom Großhändler und sagte, er sei frühmorgens nach Götterburg gereist.

Im Laufe des Tages ging Regina in neuer Spannung einher. Würde er zurückkommen? Was würde geschehen? Würde überhaupt etwas geschehen?

Aber erst den nächsten Vormittag erhielt sie von ihm einen Brief. Er war während der Nacht geschrieben, es war ein ganzes Opus.

Sie sah im Schlafzimmer und las, während die Linien so merkwürdig fern von ihren Augen tanzten. Diese weiche verweifelnde Liebe — was kehrte sie sich jetzt daran? Als sie drei Seiten gelesen hatte, wie schlecht ihm zu Mute sei, suchte sie die Achseln. Dann kamen mehrere Seiten voller Selbstwürde, dann neue Seiten voller Hoffnung, man könne künftig ein neues Leben in gegenseitigem Einverständnis und Vertrauen beginnen. Er vergab ihr jetzt auch, konnte sogar begreifen, daß ein verzweifeltes Weib eine solche Tat begehen könne. Dann sprach er noch darüber, daß er selbst auch Verzeihung von Gott erbitten müsse; dann, daß sie Mutter seines Kindes sei, dieses Kindes, daß er bisher stets so entbehrt hatte. Endlich, daß er morgen nach Hause komme.

Regina ließ den Brief sinken. In ihrem gegenwärtigen Gemütszustande wirkte darin nichts. Nur zwei Dinge standen lebendig vor ihren Augen, daß er über ihr gemeinsames Kind sprach, und daß er morgen zurückkehre.

Morgen? Und sie sprang auf. Morgen? Kam er hierher? Würde er sie vielleicht an sich ziehen, von Liebe sprechen, von ihrem Kinde, von Verzeihung, nein, sie vermochte es nicht, es durfte nicht geschehen.

Sie eilte in ihr Zimmer, so schnell sie sich im Finstern hin zu tasten vermochte. Hier schrieb sie schnell einige Worte auf einen Bogen, legte ihn in ein Kuvert, klingelte, ließ den

Säkularisationen im alten Frankenreich.

Brief zur Station bringen, sodaß er mit dem ersten Zuge befördert wurde. Alles geschah wie im Wirbel. Dann warf sie sich auf einen Stuhl und atmete befreit auf. Sie hatte geschrieben: „Lieber Flaten, jetzt mußt Du alles wissen. Du bist nicht Vater des Kindes, das ich gebären werde.“

Würde dies genügen! Es war eine neue Unwahrheit, sie schändete sich selbst dadurch, aber es war auch ein neuer Dolchstoß nach seinem Herzen. Würde er genügen?

Sie sprang auf und irrte durch die Zimmer und unwillkürlich begann sie ihre Hände anzublicken. Im Speisezimmer stieß sie auf die Hausmamsell, die ihr sagte, ein Bauer sei gekommen, um ein Kalb zu verkaufen. Regina antwortete ruhig: „Ja, kaufen Sie das Kalb, falls es gesund ist.“ Dann blieb sie wieder allein, setzte sich, sprang wieder auf, nahm etwas in die Hände, ließ es auf den Boden fallen, ging wieder herum, setzte sich dann und stierte in's Weite.

O, eine schlimmere Art ihn zu töten, hätte sie nicht wählen können. Aber sie durfte ja nichts riskieren, durfte ihre Hände nicht mit Blut beflecken. So oft sie ihn bisher zu Boden schlug, er stand immer wieder auf und kam ihr liebevoll entgegen, es war nicht zum Aushalten. Aber sie mußte, mußte hart sein. Es mußte ein Ende nehmen.

Und dieses Mal flüchtete sie nicht zu den Träumen über ihr Kind, bei dieser garstigen Handlung durfte sie es nicht mißbrauchen, nein, jetzt wollte sie die ganze Schuld auf sich nehmen, wollte sich als Mörderin fühlen, wollte sich von allen Gewissensschreken befallen lassen, das Kind mußte rein erhalten bleiben, über allem erhoben.

Der Nachmittag verstrich, die Dämmerung trat ein, die Bilder an den Wänden begannen im Zwielicht auf sie herabzublicken, die großen, stillen Zimmer erfüllten sie mit Angst. In der Küche hörte man die Dienerschaft mit Tassen und Schüsseln rasseln, aber es klang ihr so fern und sie wagte nicht allein herumzugehen. Plötzlich fiel ihr ein: „Falls es geschieht, so geschieht es heute abend. Und dann darf nichts an mir auffallen, man darf über nichts lästern — um meines Kindes willen nicht.“

Und sie klingelte und sagte der Hausmamsell im muntersten Tone: „Sollen wir nicht einen Spaziergang machen? Ziehen Sie sich, bitte, an und begleiten Sie mich!“

Sie zog auch ihren Wintermantel an und blieb eine Weile auf der breiten Treppe stehen, um die andere zu erwarten. Die Luft war mild, die Schneemassen rutschten von den Dächern, der große Hofraum wies schwarze Wege zwischen dem schmutzigen grauen Schneeteppich.

Dann gingen die beiden Frauen fort, nach dem Walde hinauf. Die warme feuchte Luft rötete Reginas Gesicht unter der Pelzmütze. Sie blieben oft stehen, um Atem zu schöpfen und lachten und plauderten über alles mögliche. Regina wurde immer heiterer.

Der Schnee lag zu beiden Seiten des Weges fast manns- hoch aufgeschaufelt. Hin und wieder trafen sie einen Wagen mit klingenden Schellen. Ueber der dunklen Schneelandschaft wölbte sich ein finsterner trauriger Himmel, woran einzelne klare Spalten einen gelben Stern zeigten.

Im Tale sah man die Dächer der zerstreut liegenden Höfe, während die Fabrikbetriebe noch glühten und lange Reihen erleuchteter Fenster zeigten. Die Rauchmassen stiegen in ein tiefes kohlschwarzes Dunkel aus den Schornsteinen.

Sie bogen in den Wald ein, wo die schweren Holzfuhrer den schmalen Weg aufgewühlt hatten; die Nichten streckten ihre Zweige über die Köpfe der Frauen. Der Weg verlor sich in der Finsternis.

Die Hausmamsell wurde ängstlich: „Sollen wir nicht jetzt umkehren?“

„Nein,“ lachte Regina, „wir wollen sehen, ob es hier keine Bären gibt.“

Die andere begann zu zittern, und Regina wurde um so lustiger. Zuweilen schreckten sie einen Auerhahn auf, der hinabflatterte und nachstürzende Schneemassen mit sich zog.

Endlich mußten sie umkehren, und als sie nach Hause kamen, fühlte sich Regina angenehm ermüdet. Aber als sie in dem großen Speisezimmer allein am Tische saß, begannen ihre Hände zu zittern, während ein feuchtkaltes Angstgefühl sie durchfröstelte.

„Jetzt hat er den Brief!“ dachte sie. „Jetzt hat er ihn gelesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frage der vollen Trennung von Kirche und Staat wird in der Gegenwart immer brennender. Das französische Kabinett ist bekanntlich daran gegangen, eine reinliche Scheidung beider „Gewalten“ in die Wege zu leiten. Die Hauptschwierigkeiten ergeben sich naturgemäß bei der Regelung der vermögensrechtlichen Seite der Angelegenheit. Alerikalerseits erblickt man in der Einziehung von Kirchengut durchweg einen Raub an den heiligsten Interessen der Menschheit. Demgegenüber mag betont werden, daß noch keine Zeit sich das Recht hat nehmen lassen, auch über das Kirchengut, dem ja die Alerikalen selber nach „der Absicht der Stifter“ sozialen Charakter beizumessen pflegen, den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechend zu bestimmen. Die „christlichsten“ Jahrhunderte machen hier ebensowenig eine Ausnahme wie die „christlichsten“ Persönlichkeiten. Vor allem gilt dies für die fränkische Kirche, und zwar von ihren Anfängen an.

Die germanische Invasión stellte alle Verhältnisse des alten Gallien auf den Kopf. Das völlige Schwinden der Staatsgewalt legte deren Befugnisse vielfach in die Hände der Bischöfe. Sie waren es, die an die Spitze der Städte traten, um die Interessen der Bürgerschaft den Eroberern gegenüber zu wahren und in ihrem Namen Verträge und Abkommen zu schließen. Das erhöhte die Machtsphäre des Episkopats, die schon in den letzten Zeiten des Römerreiches beträchtlich über den rein kirchlichen Wirkungsbereich hinausgegangen, ungemain. Damals bereits konnten die Bischöfe bürgerliche Rechtskündel auf Anrufen entscheiden, und die weltliche Macht hatte ihren Spruch zu vollziehen. Bei ihnen lag die Aufsicht über die Gefängnisse und die öffentlichen Lebensmittel, sie wirkten bei der Ernennung der Vormünder mit und nahmen Beschwerden über pflichtwidrige Richter entgegen. Waren also die Bischöfe bei weitem nicht mehr die bloßen Seelenhirten ihrer Sprengel, so machte die germanische Eroberung sie vollends zu politischen Wortführern derselben. Es kam hinzu, daß ebensowenig wie Odolabar und nach ihm die Ostgoten in Italien und die Westgoten in Spanien, auch die Merowinger in Gallien die vorgefundenen gesellschaftlichen Zustände zerstören konnten, sondern mittels ihrer zu herrschen versuchten mußten. Hier bot der Episkopat wie überhaupt das Gefüge der Kirche nicht nur ein wesentliches Bindeglied zwischen den widerstrebenden Völkern der Germanen und Romanen: die Kirche war eigentlich die Trägerin der höheren römischen Kultur und Wirtschaftsweise, die die Franken nur aus ihren Händen zu empfangen und sich anzueignen vermochten.

Aber es war eine wilde Zeit, und ihr wilder Charakter spiegelte sich treulich auch in der Kirche wieder. Wohl suchten eine Anzahl ehrlicher Ideologen in den Klöstern, auf den Bischofsstühlen und im niederen Klerus der allgemeinen Verderbnis, zumal der geistlichen, entgegenzuwirken. Ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Das Bild, das der Bischof Gregor von Tours von dem Gallien seiner Zeit und dem bürgerlichen Zustand seiner Bewohner entwirft, läßt keinen Zweifel daran, das Klerus und Laienschaft einander würdig waren. Nur wenig aus Gregors detaillierter Schilderung diene zur Illustration. In den langjährigen Thronkämpfen der Königinnen Brunhild und Fredegunde, die das Land mit Blut und Brand erfüllten, ließen im Interesse der letzteren und verlockt durch die Aussicht glänzender Belohnung Priester sich bingen als Meuchelmörder. Conius, Bischof von Vannes, war ein so arger Trunkenbold, daß er beim Messelieren einst unter tierischem Geschrei zu Boden stürzte und das Blut ihm aus Mund und Nase drang. Die Bischöfe Palladius und Vertram gerieten an der Tafel des Königs Guntram in Streit und warfen sich zum Ergötzen des Hofgesindes viele Ehebrüche, Hurereien und selbst Meineide vor. Ein besonders lästerliches Treiben entfalteteten die Brüder Salonius, Bischof von Embrun, und Sagittarius, Bischof von Gap. „Sie überließen sich,“ so erzählt Gregor von ihnen, „den Ungerechtigkeiten, Gewalttätigkeiten, dem Mord und Ehebruch mit einer wahren Wut. Den Bischof Viktor überfielen sie wie gemeine Straßenräuber... Zweimal wurden sie abgesetzt und erhielten beide Male ihre Würde wieder; da sie aber ihr lasterhaftes Leben fortsetzten, wurde ihnen das bischöfliche Amt zum dritten Male mit Schimpf genommen.“

Auch vom niederen Klerus, Weltgeistlichen und Mönchen erzählt Gregor Bubenstücke in großer Zahl und der verschiedensten Art. Abt Dagulf war ein Mörder und gewohnheitsmäßiger Ehebrecher; der Mann eines Weibes, mit dem er buhlte, fand ihn zugleich mit einem anderen Priester in seiner Behausung und erschlug beide. Aus dem Frauenkloster zu Poitiers wird über eine förmliche Nonnenrebellion berichtet. Chroibald, eine Tochter König Chariberts, suchte die Weiblichkeit durch Anschuldigungen zu verdrängen, um ihren Platz einzunehmen. Mit etwa 40 Gefährtinnen verließ sie das Kloster. Während die letzteren in Tours zurückblieben, setzte sie selber am Hofe König Guntrams die Unterjochung der vorgebrachten Klagen durch ein bischöfliches Gericht durch. Inzwischen hatten die ausgewanderten Nonnen das zügelloseste Leben geführt. Als sie nun „von dem niedergesetzten bischöflichen Gericht hörten, gingen sie nach Poitiers, um sich den Maßregeln, die man gegen sie treffen würde, mit Hilfe einer Bande von Bösewichtern gewaltsam zu widersetzen. Sie zwangen die zur Unterjochung erschienenen Bischöfe, Poitiers eiligst zu verlassen, um nur das Leben zu retten.“

Als der gedungene Mörderhaufe sich schließlich im Auftrage Chrodiolds an der Westflügel vergriff und deren Widerstand leisteten, ward Poitiers von blutigem Streit erfüllt. Es verging, sagt Gregor, fast kein Tag ohne eine Mordtat, keine Stunde ohne Zwist, kein Augenblick ohne Tränen. (Loebell.)

Es versteht sich, daß unter solchen Umständen Raub und Diebstahl an der Tagesordnung waren. Wie im 16. Jahrhundert der Großgrundbesitz das Gemeindegeld der Bauern zerstörte und in der Erzeugung des Landproletariats ebenso für sich selber die Möglichkeit kapitalistischer Bewirtschaftung schuf wie er dem industriellen Kapital die Wege zu seiner Entfaltung ebnete: so wurden in Frankreich die Anfänge zum späteren feudalistischen Großgrundbesitz gleichfalls durch offenen Raub und Diebstahl gelegt. Hieran hatte die Geißlichkeit in demselben Maße teil wie die Großen und Mächtigen überhaupt. Der Bischof Cautinus huldigte der schmachlichsten Habgier. Als ihm ein Priester trotz aller Anmütungen ein Landgut nicht überlassen wollte, ließ er ihn in der Skulpta einer Kirche in einen marmornen Sarkophag zu einer Leiche sperren, damit er dort umkomme, ein Schicksal, dem der Priester nur durch Zufall entging. Ungemeinere Raubgier beschuldigt Gregor den Bischof Felix von Nantes. Nähererich wie Cautinus war Badegisil von Mans. Kein Tag verging, „wo er nicht gegen Leute wütete und sie mißhandelte, ja selbst mit eigenen Händen viele schlug“. Seine Frau — damals galt die Ehelosigkeit der Geißlichen zwar für wünschenswert, war aber noch nicht unbedingte Vorschrift — trieb es noch toller. „Sie war von unsagbarer Bösartigkeit“, schreibt Gregor von Tours; „häufig schnitt sie Männern mit den Klößern die Scham vom Leibe fort, und die Blöße der Frauen brannte sie mit glühenden Stäben; noch manch andere Unbill verübte sie, die man besser verschweigt.“ Es beweist, wie tief die Stellung der Kirche in der wirtschaftlichen und politischen Gesamtlage der damaligen Zeit wurzeln mußte, wenn all das der Autorität des Episcopats im ganzen keinen Abbruch tat.

Das Streben der Merowinger, mittels der Kirche den Einfluß des Königtums auf die Romanen zu stärken und römische Kultur auf die Germanen zu übertragen, mußte in ihnen den Wunsch reifen, vor allem die bischöflichen Versammlungen, die Synoden, die seit den Römertagen zusammentraten, in ihre Hand zu bekommen. Zwar mißfiel es ihnen die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten. Dagegen pflegten sie bald den Synoden wichtigere Dinge zur Begutachtung vorzulegen. Es bedeutete das keine Ueberordnung der bischöflichen über die königliche Gewalt. Im Gegenteil! den Königen ging es darum, die Autorität der Bischöfe für sich ins Feld führen zu können, wodurch eine gewisse Abhängigkeit des Episcopats bedingt ward. Die Synoden erblinden denn auch zunächst in dieser Beziehung mit weltlichen Angelegenheiten ganz und gar nichts Erwünschtes und suchten sich ihr möglichst zu entziehen. Ihnen galt es, die überragende und selbständige Stellung zu behaupten, die die Eroberung den Bischöfen in den Schoß geworfen hatte. Und hier kam ihnen, die durchweg zum Adel zählten, die neue Situation zu Hilfe, die sie ausnützten, um durch königliche Vergabungen ihre Besitzungen zu erweitern und besondere Vorrechte für sie auszuwirken. Von der Grundsteuer war der kirchliche Besitz um diese Zeit noch nicht befreit; immerhin wurde die Steuerfreiheit einzelnen Kirchen und Städten als Ausnahme bereits zugestanden. Aber schon hundert Jahre nach Gründung des Frankenreiches brach König Chilperich in die verzweifelte Klage aus: „Unser Schatz ist verarmt und aller Reichtum den Kirchen zugefallen; unsere Macht ist dahin und aller Orten herrschen die Bischöfe.“ Die Freiheit von der Steuer wurde bald allgemein. Ihr folgte die Immunität, die Freiheit vom Zutritt der königlichen Beamten und von der Gerichtsbarkeit, auf dem Fuße. Mancherorts verwandelten sich die Bistümer geradezu in Privatbesitz einzelner Familien, die dann die weltliche und die geistliche Gewalt in den Städten wie in ihrem Gebiet zu vereinigen trachteten. „Die Familie des Eucherius von Orleans war reich, streitbar und voll Trohes; Sabarius von Auxerre hatte sich sogar mehrere der umliegenden Gauen unterworfen; sein Nachfolger Gaumar erstreckte seine Gewalt über einen bedeutenden Teil Burgunds. Solche Männer waren dem Frankenherren feindlich: sie widersetzten sich geradezu seinen Geboten, sie weigerten ihm den Eingang in ihre Städte.“ (Waik.)

Das Schwinden der königlichen Macht in den letzten Zeiten des Merowinger hatte diese Entwicklung wesentlich begünstigt. Aber je mehr die erstarrte Grundaristokratie sich in den fränkischen Hausmeiern eine Waffe gegen das Königtum schuf, je mehr wüthete diese Waffe auf die Großen selber und vor allem auf die Kirche zurück. Unter Karl Martell und seinem Nachfolger Pippin erfuhr der kirchliche Besitzstand eine gewaltige Erschütterung. Konnte und wollte Karl Martell auch die Entwicklung zum Feudalismus, mit der sein eigenes Haus erwachsen, nicht hemmen, so schritt er doch gegen die Latifundien der Kirche ebenso energisch ein wie er sich das Recht wahrte, die Person der Bischöfe zur Verantwortung zu ziehen. Widerspenstige Bischöfe schied er kurzerhand in die Verbannung; ihre Stellen, desgleichen die reichen Abteien verließ er an seine Getreuen. „Zum größten Teil“, schreibt Bonifaz wehlagend an den Papst, „sind die Städte entlang die bischöfliche gierigen Laien zum Besitz übergeben oder ehebredigerischen Merikern, Hunern und Pöllnern zum weltlichen Gebrauch.“ Die weltlichen Rechte und Besitzungen, die mit einem Bistum oder einer Abtei verbunden, gaben allein den Ausschlag. In der Hand der Freunde und Anhänger Karls wurden sie zur bedeutendsten Stütze

seiner Herrschaft. Ohne Rücksicht auf kirchliche Vorschriften häufte er gar mehrere Stellen auf eine Person. „Milo empfängt die Stifter Trier und Rheims, Hugo, der Neffe Karls, die Bistümer Paris, Rouen und Bayeux, dazu die Abteien Fontenelle und Jumieges. Andere Stifter werden eine Zeitlang gar nicht eigentlich besetzt, sondern über die Güter und Einkünfte in anderer Weise zu Gunsten des Herrschers und seiner Getreuen verfügt.“ Fredegars Chronik berichtet, wie Karl das Gebiet von Burgund samt der Stadt von Lyon seinen Mannen überwies und sie aus Kirchengut belehnte.

In durchaus unregelmäßiger, in durchaus gewaltsamer und willkürlicher Weise griff also Karl Martell in den Besitzstand der Kirche ein. Beweis ist manches von ihm eingezogene Gut wieder in geistliche Hände zurückgelangt und insofern mag man sich die Wortklauberei gestatten, sein Verfahren sei keine förmliche Säkularisation. Die Tatsache bleibt jedoch bestehen, daß er den Kirchenbesitz den Zwecken seiner Hauspolitik gänzlich dienstbar machte, daß er nach Belieben mit ihm schaltete und ihn vorwiegend in weltliche Hände brachte. Selbst dort, wo die Stifter nicht völlig an Laien überantwortet wurden, war dort das Kirchengut in den Besitz oder den Mißbrauch weltlicher Personen gelegt.

Ihre Krönung erfuhren die Maßnahmen Karl Martells zu Pippins Zeiten auf der Synode von Soissons, wo 23 Bischöfe versammelt waren. Sie konnte nur in die geschehene Aufteilung willigen. Zwar erkannte man das Recht der Kirche auf das ihr genommene Gut an und brachte dies durch einen geringen, auf die Hufe gelegten Zins zum Ausdruck. Tatsächlich aber blieb der weitestausgedehnte Teil des früheren Kirchengutes ebenso in den Händen der Weltlichen, wie jener Zins in den wenigsten Fällen entrichtet ward. Wenn auch vielleicht nicht dem strengen Wortsinne nach — praktisch jedenfalls waren damit die Säkularisationen Karl Martells zu einer endgültigen und vollendeten Tatsache geworden. —

S. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

— Stillschlüssen aus der Militärgrenze. Dem österreichischen Militärblatte „Die Bedette“ hat ein pensionierter Offizier eine Reihe von Schriftstücken aus den sechziger und siebziger Jahren zur Verfügung gestellt, die aus der ehemaligen Militärgrenze stammen, zum Teil Privatbriefe, zumeist aber Beschwerden und Gesuche von eingeborenen Beamten, Lehrern und Pfarrern an die Militärbehörde. Da die Schreiber durchweg Slawen sind, die das Deutsche als fremde Sprache handhaben, und da sie zudem sich krampfhaft mühen, der Behörde mit gespreiztem Kanzleideutsch aufzuwarten, so ergibt sich ein kostbares Kauderwelsch, das selbst griesgrämigen Stillehrern die vermissenen Lippen zum Lachen öffnen muß. Da stellt z. B. ein eingeborener Beamter folgendes „Certificat“ aus: Nachstehende drei Grenzer, treiben auf den Markt, der erst Ochsen von der Farbe grau, der zweite Schimmel von der Farbe Wallach, das 3. Pferd von der Farbe grauschimmel. Gesamte dies Vorstehende sind gesund und reisen glücklich. — Ein serbischer Lehrer will das Kompagnie-Kommando bitten, einen halbwüchsigen Burschen, der ihn beschimpft hat, zu bestrafen, und dreht sich zu diesem Zwecke den nachstehenden Brief: Ueber die äußerst freche Verfahrungsweise und Unzuchtigkeit des ausgeschulten Knaben Jovo Sestanovic Nr. 42, und dessen dieser Tage tatsächlich objektivierte Anstößung der ungehörigsten Art gegen die Lehrerswürde — nicht beschwörend — bitte, daselbe als Vergreifung der wünschend erforderlichen Sittenart, als allgemeinen Wohlgefallens und umsomehr mit gehörig treffenden Strafmaßregeln zu züchtigen, da bereits der Genannte überall mit Schimpf und Nachschreien meines bemerkten Gehens sich seine verborbene strafbarwerte Wünsche zum Zwecke setzt. Um möglichst in dieser Hinsicht dem Moral-Übel Verdienste leisten zu können, bittet der Subskribent, das Kompagnie-Kommando möge das Nötige zur Nichtwiederholung desselben gütigst verfügen. — In einem Privatbriefe, in dem ein junger Soldat seinem deutschen Freunde von seiner Hochzeit berichtet, heißt es: Ich habe mich vor einigen Tagen mit der Joka kirchlich geheiratet. Meine Nebenliegende ist bis zur obigen Katastrophe 17 Jahre gealtert, was macht, daß sie von unwendiger Lebendigkeit ist. Ich habe die Joka durch den löblichen Regimentsbefehl mit dem Viehstande dem Grenzhause einkommert, weil sie keinen Vater und Mutter hat, sondern eine Witwe ist. Zuhöre mir weiter. Joka ist groß, lizlig, und trägt hochtrabende Schuhe, am Kopfe hat sie schwarze Nabenhaare. Sie hat rote Scham im Gesichte, die Augen sind mit Schmachting bestreut. Wir waren zur Hochzeit schon bekleidet, ich hatte auch etwas Ufsette und blauen Lorbat mit Silber. Joka war am Kopf mit Rosmarin bewachsen, alle Menschen schauten auf ihre neue prägaca. Wir gehen mit musil und Fahnen in die Kirche, wo wir von dem arbeitslosen Poyo bepopulirt wurden. Nachdem der Poyo auch dem Volke etwas Segen gegeben worden hat, wurden wir vor der Kirche befestenfeuert. Der Joka wurde wegen Pulvertauch und Schießens ungut bis zu Tische. Jetzt gehen wir essen. Wegen papierischen Mangel muß ich die Schreibung schließen. —

hl. Erdbeben in Indien. Das große Erdbeben, das vor kurzem Lahore verwüstete, hätte die Menschen wohl nicht so unerwartet überraschen können, wenn man nicht gewohnt wäre, keine Erderschütterungen in Indien als etwas Alltägliches zu betrachten. Ueber diese Erdbeben plaudert E. Kay Robinson in einem englischen

Matte. „Solche gewöhnlichen Erdstöße brechen plötzlich mit einem lang hinrollenden Gedröhn wie das Draußen eines unterirdischen Eisenbahnzuges herein und sind von einer Erschütterung begleitet, die das Geschick erklären läßt, an den Türen kräftig rüttelt und Hölle von den Ständern herunterwirft. An sie ist jeder, der längere Zeit in Indien, vor allem in den an Erdbeben reichen Gebieten des Himalaja gewesen ist, völlig gewöhnt, und solch altgewohnte Dinge stoßen nicht mehr Schrecken ein. Der Mord erfolgt so plötzlich und überraschend, daß meistens schon alles vorüber ist, wenn man erst daran denkt, etwas zu tun, um sich zu retten. Und so ist der erste Gedanke nach überstandener Gefahr gewöhnlich der der Dankbarkeit und des Aufatmens, daß es glücklich abgelaufen ist. Aber man nimmt sich fest vor, das nächste Mal recht aufzupassen und auf der Hut zu sein, damit man beim allerersten Anzeichen sogleich den Dungalow verlasse. Doch wenn aufs neue die unterirdischen Mächte sich rühren, dann ist alle Ueberlegung vergessen, und man läuft nur ganz instinktiv ins Freie, um bei einem etwaigen zweiten Erdstoß das Schauspiel mit der Seelenruhe betrachten zu können, die uns das Gefühl der Sicherheit verleiht. Nach einer kleinen Weile geht man dann wieder hinein und laßt am nächsten Tage über die kleine Aufregung. So sind die meisten Erinnerungen an indische Erdbeben mehr heiterer als ernster Natur. Innerhalb der 24 Stunden nach meiner ersten Ankunft in Lahore, das ja in dieser Beziehung besonders berücksichtigt ist, machte ich den kühnen Versuch, ein Erdbeben mit dem Fuße fortzutreten. Ich bilde mir nämlich ein, einer der Hunde habe gegen die Beine des Tisches gestoßen, an dem ich saß und schrieb, als er plötzlich wie unter einem jähen Stoß sich bewegte, und stieß mehrere Male mit dem Fuß nach ihnen; erst als ich unter den noch von der Erschütterung wadellenden Tisch blidte und nichts darunter sah, kam ich langsam auf den Gedanken, da könnten doch die Mächte der Natur ihre Hand im Spiele haben, und gab meine vergeblichen Bemühungen auf, die inneren Vorgänge der Erde mit Fußtritten zu verschleichen. Von solchen gelinden Erdstößen merkt man gar nichts, wenn man zufällig geht oder fährt. So war ich einst, als ich von einer dienstlichen Ausfahrt nach Lahore zurückkehrte, höchlichst erstaunt, als ich die Eingeborenen in dichten Häufen aus ihren Häusern hervoreilen und wie einen Ameisenhaufen vor mir wimmeln sah ohne einen erschütterlichen Grund. Erst als ich mein Haus erreichte und sah, wie meine Tür von Steinen und Mörtel ganz verschüttet war, vermochte ich mir die Angst und Aufregung der Leute zu erklären. Eines Tages sah ich gerade bei der Arbeit an einem Kuffak, als der erste Erdstoß erfolgte. Ich hatte die Feder in der Hand und wartete auf eine innere Erleuchtung, als in einem Augenblick die Wände des Dungalows sich spalteten, helles Sonnenlicht hereindrang und ich die grünen Bäume hindurchschimmern sah. Mit einem Sprung war ich an der Türe und sah mir doch lieber die Bäume draußen an, denn in einem Raum mit so unsicheren Wänden wollte ich nicht länger bleiben. Einige Häuser waren eingestürzt und ein paar Tote wurden gefunden, aber in diesem „Himalaja-Bezirk seismischer Unruhen“, wie es die Geologen nennen, sind doch so ernsthafte Erdbeben, wie eines eben erst mehrere Provinzen verwüstete, im ganzen sehr selten. Wenn in Europa ein solches Erdbeben einträte, dann würden die Verluste mindestens zehnmal so groß sein, weil unsere massiven Steinbauten alles in ihrem Sturze mitreißen und begraben würden. Die natürliche Entwicklung einer Architektur in von Erdbeben bedrohten Ländern aber führt zu einsiedigen Häusern, deren Ausdehnung mehr in die Breite sich erstreckt als in die Höhe. So ist die Gefahr der Schwankungen verringert, und das leichte Material, Holz und Mörtel, leistet nur wenig Widerstand. Trotzdem gibt es im Pendschab und besonders zu Lahore, Amritsur und Delhi, alles Orte, die schwer gelitten haben, wundervolle Ueberreste von Architekturen aus Indiens großer Vergangenheit. Moscheen von traumhafter Schönheit, die sich in vielfarbigem Mauerwerk erglühend darbieten, und Tempel, deren goldene Dächer weithin glänzen, leuchten wie Juwelen aus der weiten, mit niederen Hütten bedeckten Landschaft; sie sind jetzt der Zerstörung anheimgefallen, der sie durch die Jahrhunderte getrozt.

Geschichtliches.

o. Das Bankwesen im alten Babylon. Man nimmt allgemein an, daß die Institution des Bankwesens und der Geldwechselgeschäfte zu Beginn des modernen Zeitalters durch die Juden und die lombardischen Bankiers begründet worden sei; damals wurde der durch Giro übertragbare Wechsel eingeführt und eine gewisse Technik des Börsewesens ausgebildet. Wohl hatten die Griechen schon ihre „Trapeziten“, die Römer ihre „Argentarii“, aber das waren Geldwechsler und keine Bankiers. Wohl aber waren Ideen, die erst in dem modernen Bank- und Börsewesen zur völligen Entwicklung kamen, schon bei den alten Kaufmannsvölkern im Umlauf. Schon die Phönizier sollen solche Formen des Handelsverkehrs gekannt und diese Tradition auf die Juden vererbt haben, von denen sie bis in die Neuzeit weiter getragen worden wäre. Für solche Vermutungen hatte man bisher keine rechte wissenschaftliche Grundlage, nun aber werfen neueste archäologische Entdeckungen ein überraschendes Licht auf das Börsewesen uralter Zeiten. Professor Gilprecht hat bei seinen Ausgrabungen in Babylon derartige Funde gemacht, über die er in den Publikationen der Universität von

Bennhsybanien Bericht erstattet. Er hat, als er zu Nippur die Aufdeckung des großen Bel-Tempels leitete, die Akten zweier großen Bankfirmen, Egibi und Sohn aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. und Muraschu und Sohn aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. aufgefunden. Diese beiden Bankhäuser, die ganz bedeutende Geschäfte machten, wechselten Geld oder liehen es auch aus gegen Hinterlegung von Urkunden oder Pfandobjekten, wobei sie den beträchtlichen Zinsfuß von 20 Proz. in Anspruch nahmen. In einer Stadt wie Babylon, wo ein sehr lebhafter Handelsverkehr herrschte, waren trotzdem Silber und Gold selten; die Steuern aber, die wegen des ausgedehnten Beamtenwesens und der Größe der Armee sehr beträchtlich waren, wurden nur in Wertmetallen eingetrieben; die Leute waren also zum großen Teil in die Hände der Bank gegeben, wie noch heute die ägyptischen Fellahs von griechischen Geldleihern völlig abhängig sind, und daher kam der Reichtum dieser babylonischen Bankiers, die sich ihr Gold und Silber von den armen Steuerzahlern recht teuer bezahlen liehen. Aber nicht nur für die kleinen Leute, auch für die Großen waren sie unentbehrlich. Man findet auf den Ziegelsteinen, deren Schrift man hat entziffern können, persische, jüdische und chaldäische Namen nebeneinander. Die Buchführung war eine äußerst genaue und sorgfältige. Jedes Gelddepot, jede Hinterlegung von Wertgegenständen, jedes Darlehen, jeder Handelsvertrag, sie alle wurden auf einen bestimmten Ziegel aufgeschrieben, mit dem Siegel der Kontrahenten versehen und ebenso auch mit der Unterschrift der Zeugen, die entweder ihre Siegel daruntersetzten oder den Nagel ihres Daumens darauf prägten. Je nach der Wichtigkeit und Dauer des Vertrages wechselte die Zahl der Zeugen, die zwischen zwei und dreißig betragen konnten. Alle diese Ziegel waren numeriert und geordnet. Es ist interessant, festzustellen, daß die Ziegel der zweihundert Jahre älteren Firma Egibi Eintragungen in sumerischer Sprache enthielten, die mit babylonischen Schriftzeichen untermischt sind und eine sehr wertvolle Erkenntnis über die damalige Sprachentwicklung in Mesopotamien vermitteln. Die Rechnungen und Kontoziegel der jüngeren Firma Muraschu dagegen weisen neben Eintragungen in babylonischer Schrift auch viele Niederschriften in aramäischer Schrift auf. Diese letztere Schriftform, die bereits alphabetisch ist, hat es erlaubt, die Namen einiger bisher unbekannter Götter zu entziffern, die mit den Göttern anderer Völker Kleinasiens identisch sind.

Humoristisches.

- Verächtigung. Frau (entzünd): „Ach, ist der Ausblick von hier unergleichlich schön!“
- Proy (entschuldigend zur Reisegesellschaft): „Meine Frau meint natürlich „im Verhältnis“... wir haben selbstverständlich schon großartigere Gegenden gesehen!“
- Zweierlei. „Schade, mit Schlitten können wir nicht fahren, es liegt zu wenig Schnee.“
- „Na, da nehmt doch den Zug; Ihr habt doch jetzt eine Sekundärbahn nach der Amtstadt.“
- „Ja, die hat heute den Betrieb eingestellt wegen zu vielen Schnees.“
- Gemütlich. Fremder (morgens zum Wirt): „So schlecht wie in Ihrem Bett hab' ich noch nie geschlafen, die ganze Nacht konnt' ich kein Aug' zutun!“
- Wirt: „Dös is' hier ganz quat; wissen S', im hiesigen Ort wird nämli' viel eingebrochen!“

(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

- Das Opernhaus will noch in dieser Spielzeit Stenhammars Musikdrama „Das Fest auf Solhaug“ herausbringen.
- Puccinis Oper „Toska“ ist die nächste Novität des National-Theaters.
- Der Maler Gustav Klimt, einer der Führer der Wiener Sezession, erhielt vor Jahren vom österreichischen Unterrichtsministerium den Auftrag, für die neue Universität drei Denkbilder zu malen: Philosophie, Jurisprudenz, Medizin. Die Bilder sind längst fertig, wurden ausgestellt, gelobt und getadelt. Der stärkste Widerspruch kam von den Professorenkollegien der Universität und richtete sich besonders gegen „Die Medizin“. Der Unterrichtsminister will den Kontrakt trotzdem einhalten. Da deponiert der Künstler den erhaltenen Vorschuß von 36 000 Kronen bei einer Bank und erklärt, er wolle seine Bilder behalten. Der Minister besteht auf seinem Schein. Klimt auf seiner Erklärung; die Bilder seien überdies noch „nicht fertig“. So steht die Sache heute. Und morgen? Ganz gleich! Wien hat wieder eine Sensation. Die Gesichter der Cafehausgäste glänzen vor Freude.
- Die ersten Kirichen, die dieses Jahr auf den Pariser Markt kamen, erschienen am 11. März. Es war ein Kirschbäumchen mit 38 reifen Früchten. Dafür gezahlt wurden — 78 Frank.